Woche ein Blatt herausgegeben hat, so hätte sich von solchen Zuschriften, wenn er sie nicht, nachdem er sie gelesen, in den Papierkorb geworfen, eine ganze Sammlung aufgehäuft. Wertvoll könnte man sie nicht nennen, denn alles, was in der Erregung oder im Zorne geredet oder geschrieben wird, und das sind diese Zuschriften gewöhnlich, ist selten des Aufhebens wert. Denn „sobald der Mensch in Zorn gerät, gerät er in Irrtum", sagt ein alter, weiser Spruch. Ueberdies wird in solchen Zuschriften vielfach die Mahnung nicht beachtet, die Bismarck gibt: „man solle, wenn einen der Zorn übermannt, höflich bleiben". Denn auch da, wo der Schreiber eines Artikels oder der Verfasser eines Gedichtes an eine Beleidigung nicht im entferntesten gedacht, sondern nur geglaubt, vielleicht in humorvoller Weise einmal allgemeine, häufig vorkommende Fehler, zumal der Jugend, aufdecken zu dürfen, da wird ihm gleich eine kränkenwollende Absicht untergeschoben und er als ein wenig feinfühlender Mensch verschrien.

Je nach dem Leserkreise kommen nun die kritisierenden Zuschriften aus verschiedenen Kreisen, bei Zeitungen gewiß meist aus der Männerwelt, bei den Wochen- oder Sonntagsblättern fast ausschließlich aus der Frauenwelt. Man kann aus dieser Erscheinung schließen, wo die Zeitung oder das Blatt seinen Leserkreis hat.

Schmunzelnd liest der Redakteur der letzteren dann immer: „Viele Damen", „Viele" aus der Damenwelt, „Viele" Leserinnen haben mit Entrüstung etc. das und das gelesen. Einer „Menge" Abonnentinnen hat dieser und jener Artikel, dieses und jenes Gedicht nicht gefallen. Er weiß nämlich ganz gut, die „Vielen" sind in der Regel nur die Eine, die sich sogar hütet, mit anderen über ihre eigene Empörung zu sprechen, weil sie fürchtet, die klugen möchten sagen: „Die hat das auf sich bezogen, die fühlt sich getroffen."

Auch, wenn der Brief beginnt: „eifrige" Leserinnen Ihres Blattes", wird man stutzig, wenn man das Wort „eifrige" nicht als zornige, sondern, was es doch hier bedeuten soll, als fleißige Leserinnen auffaßt. Die Schreiberinnen sind nämlich gewöhnlich so Raschkätzchen, die immer gerade an das heißeste Milchtöpfchen gehen und sich da das Näschen verbrennen. Würden sie wirklich regelmäßige und eifrige Leser des ganzen Blattes sein, dann würde ihnen aus der ganzen Schreibweise der Charakter des Schreibers offenkundig werden, und wenn sie den erkannt, würden sie wahrscheinlich selbst, wenn bei dem Schreiber der „gute Homer", wie man sagt, einmal geschlafen und er Minderwertiges zu Papier gebracht hätte, nicht gleich die Keule gegen ihn erheben und sagen: „Der ganze Kerl taugt nicht".

Das Eigentümlichste dabei ist, daß derartige Schreiben in der Regel „anonym" sind, und trotz der Anonymität sogar verlangt wird, sie als „Eingesandt" zu veröffentlichen. Warum setzt die ins Namen vieler schreibende und kritisierende Dame ihren Namen nicht unter den Brief und gibt so dem Redakteur Gelegenheit, antworten zu können? In den meisten Fällen bin ich überzeugt, wenn der Redakteur selbst nicht hitzig ist, sondern in den Formen des Referendars Fitzlibum sich in seinem Antwortschreiben bewegt, die Sache löste sich in Wohlgefallen auf. Ist es doch schon vorgekommen, daß sich nun zwischen der hitzigen kritisierenden Schreiberin und dem angegriffenen, aber besonnenen Redakteur ein Briefwechsel eröffnet hat, der zuletzt die über den Redakteur empörte Minna in diesem einen so angenehmen Mann entdecken ließ, daß sie ihn geheiratet hat.

Die Leserinnen könnten denken, uns selber sei in der letzten Zeit eine Laus über die Leber gekrochen, auch wir wären mit unseren Schreibereien einer Xantippe in die Hände gefallen und wollten uns nun verteidigen. Und wirklich haben wir auch einen Brief bekommen, der beginnt: „Zu dem Artikel aus dem Quirinusblatt vom 13. 7.: „Eine Bitte und deren Erfüllung" glauben sich viele Damen verpflichtet, ihre Meinung hierdurch bekannt zu geben." Wir müssen aber zum Lobe der Schreiberin sagen, daß Verletzendes in dem Eingesandt sich nicht findet. Wir versprechen auch der Schreiberin, wenn sie uns ihren Namen nennt, und wir so ihr erst brieflich antworten können, veröffentlichen wir ohne ihren Namen das ganze „Eingesandt". Wir machen damit sicher vielen aus der Damenwelt einen besonderen Spaß.

Wie übrigens der Fitzlibum nicht bloß jungen Damen, sondern gar betagten Juristen gefallen hat, sehen die Leser aus folgendem Schreiben. Was allerdings der Herr Notar über den Brief der Minna denkt, wissen wir nicht, da bei Absenden seiner Briefe Nr. 28 des Quirinusblattes noch nicht in seinen Händen war. Trostspruch für die Redakteure von Fr. W. Weber:

Es ist nicht schön, wenn einer fällt,
Daß lacht und höhnt die böse Welt.
Drum, wenn du fällst, verbeiß dein Weh,
Spring hurtig auf und fürbaß geh.
Sieh nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Und, bist du klug, verbirg das Hinken.

Benimm dich anständig!

Wir hatten erst Bedenken, die dichterischen Uebungen des Referendars Fitzlibum und den Brief der Minna zu veröffentlichen. Die Zeit ist ja so ernst, daß einem das Lachen vergeht. Nun aber darf der höfliche Verkehr zwischen Menschen doch unter all den Nöteten, wie sie jetzt an der Tagesordnung sind, nicht leiden, und da Verloben und Heiraten ja doch auch weiter ihren Gang gehen, so wird eine kleine Belehrung, wie man diese wichtige Angelegenheit zu einem glücklichen Abschluß bringt, sicher nicht übel aufgenommen. In humoristischem Gewande aber wird sie am ersten gelesen und dann auch gewiß gut benutzt. So wollen wir denn heute noch einer Zuschrift Raum geben, in der ein älterer Justizrat, der an dem jungen Referendar Fitzlibum Freude gehabt, die Regeln angibt, die zu befolgen sind, wenn man zu einem Abendessen eingeladen ist.

Mein lieber Freund, das merke Dir — Soll öffnen sich Dir jede Tür — Dann lerne seine Umgangsformen — Dafür gibts ganz bestimmte Normen — Du könnt'st Dich in die Nesseln setzen — Würd'st achtlos Du sie grob verletzen — So höre denn, was muß geschehn — Willst Du zu einem Abend gehn — Vor allen Dingen, mein lieber Freund — Zu sagen mir sehr wichtig scheint — Wie man zu Hause mit Bedacht — Vorerst sein Toilette macht — Dein Anzug sauber muß und rein — Mit einem Wort: geschmackvoll sein — Die Hose soll, das ja behalte — Geschmückt sein mit der Bügelfalte — Auf Deiner Weste, das woll' nicht vergessen — Soll man nicht lesen, was Du gegessen — Deine Wäsche, das merk Dir, naives Gemüt, — Sei blank und sauber, soweit man sieht — Kam aber ein Flecken dran zu deinem Leide — So knöpf zu den Rock oder hilf Dir mit Kreide — Die Haare mußt Du recht sorgfältig scheiteln — Und will eine Glatze Dir das vereiteln — Und ist eine Bürste Dir nicht zur Hand — Dann werde der Schwamm dazu verwandt — Auf die Nase hab bitte ganz besonders Acht — Daß sie Dir keine Geschichten macht — Wolltest Du gar in ihr mit dem Finger bohren — Du wärest gesellschaftlich total verloren — Das Schuhwerk sei immer schön blank geputzt — Dein Taschentuch zur Stunde noch unbenutzt — Hab Hände und Ohren sauber gewaschen — Sorg auch, daß keine Löcher in deinen Taschen — Ist dies alles denn nun bis zum letzten geschehen — Dann erst darfst Du zur Gesellschaft gehen — Bist Du im Hause, so klingle diskret — Was sich eigentlich ganz von selbst versteht — Und wenn elektrisch das Läutewerk geht — So gib dem Knopf einen festen Druck — Und zieh dann gleich den Finger zurück — Du weißt ja, wenn gar zu lange es schellt — Den Damen das stark auf die Nerven fällt — Und öffnet die Hellerin, benimm Dich fein — Bedenk, es ist die Stütze, die läßt Dich ein — Im Korridor lege den Hut nun ab — Auch Deinen Ueberzieher und Deinen Stab — Vor dem Spiegel ordne noch einmal die Haare — Wenn solche noch ließen Dir Deine Jahre — Dann tritt ganz ruhig in den Saal hinein — Und grüße zuerst die Herrin recht fein — Und vor dem Hausherrn galant Dich verbeuge — Und dadurch gleich den Gebildeten zeige — Nun wird eine Menge Menschen Dir vorgestellt — Mit unglaublichen Namen, die niemand behält — Doch reiche nicht jedem sofort Deine Hand — Als wärest Du jedem Hanspeter verwandt — Und gibt dann der Hausherr Dir einen Wink — So steure zu Deiner Dame recht flink — Biet' ihr den Arm, wenn das so die Sitte — Begib Dich mit ihr, vorsichtig im Schritte — Zu Deinem Platz, wo auf Glas oder Serviette — Dein Nam' hat die ihm gewiesene Stätte — Und nun fange auch, Du lieber Mann — Sogleich eine passende Unterhaltung an — Das Wetter ist immer als Gegenstand — Noch nicht aus den feinsten Kreisen verbannt — Auch darfst du rühmen, wie fein arrangiert — Wie geschmackvoll der ganze Tisch geziert. — Doch eines muß noch schnell ich Dir sagen — Du darfst Deine Dame nicht gleich danach fragen — Wo sie wohne. Und frugst Du erst: wie alt — Es überliefe sie, sag ich Dir, eisig kalt — Auch frage nicht, ob Klavier sie spiele — Denn das tun heute der Damen gar viele — Frag fein, ob Mosel, ob Rhein sie bevölze — Und hast Du selbst eine durstige Kehle — Dann zeige doch das einstweilen nimmer — Verwahr Dir den Durst für das Herrenzimmer — Sei vorsichtig übrigens mit Wein und mit Sauce — Das Kleid einer Dame gleicht einer Mimose — Es schreckt vor jedem Fleckchen zurück — Für immer hätt'st Du verscherzt Dein Glück — Geh fein dann um mit Gabel und Messer — Offenbar Dich nicht gleich als ein Riesenesser — Und wenn Du mit zwei Händen nicht gut kannst hantieren — Dann laß bloß die Rechte die Gabel regieren — Kommt's Eis an die Reihe, dann sei recht bescheiden — Weil Eis so teuer, kann niemand es leiden — Wenn aufbürdest Du einen großen Haufen — Als wär es für wenige Pfennige zu kaufen — Gehörst Du zu denen, die alles vergessen — So darfst Du zum Schluß kein „Philippchen" essen — Vor allem aber denk: Wein steigt zu Kopf — Zu viel macht den Besten zum armen Tropf — Der Mund fängt an, dummes Zeug zu lallen — Und steht Du auf, droht Dir das Fallen — Bleib nicht zu lange, bis spät in die Nacht — Und empfiehlst Du Dich, dann nimm Bedacht — Die Regeln, die Du beachtet beim Kommen — Die werden auch jetzt beim Abschied Dir frommen — Sich verneigen, danken und schön retirieren — Das wird auch in dieser Stunde Dich zieren. — Noch eines, das merk Dir, wäre vermessen — Wenn das Du zuletzt noch würdest vergessen — Wenn die Helferin Dir hilft zu Rock und Hut — Dann sei doch, ich bitte dich, auch so gut — Und greif etwas tiefer ins Portemonnaie — So daß die Stütze es gerne sah — Man lüd' Dich noch öfter zum Abend ein — Denn so einen schönen papier'nen Schein — Hätt noch keiner der Gäste ihr jemals gegeben — Hoch soll der Referendar Fitzlibum leben!

Güldene Brockensammlung.

Es ist für uns immer eine große Freud — Wenn aus Neuß geschickt wird von Zeit zu Zeit — Ein Kästchen mit Kreuzen, Broschen und Ringen — Die wollten der Schwester Salesia bringen — Viel gute Leute in frommem Sinn — Da ich nun selber kein Kenner bin — So ruf ich aus Telefon den Juwelier — Er mög kommen und schätzen die blinkende Zier — Das tut er und prüft dann mit kundigem Blick — Die vielen Sächelchen Stück für Stück — Sieht an deren Nummern, wie viel Karat — Die Kette, der Ring und die Brosche hat — Er macht mich mit dem Befund auch bekannt — Gold sei nicht alles, was Gold ward genannt — Und meint, so hoch, wie ich sie geschätzt — Nun doch nicht kämen die Sachen allzusehr — Doch was machts, wenn nicht so wertvoll die Gabe — Meine Freud an der guten Meinung ich habe — Mit der die Geschenke gegeben sind — Von Vater, Mutter, Tante und Kind — Ein jedes ein wertvolles Angedenken — Wollt opferfreudig der Sammlung schenken — Das Scherflein der Witwe mir schwerer wiegt — Als hätt ich ein echtes Goldstück gekriegt — Die gute Meinung die gibt der Monstranz — Zuletzt doch, dünkt mir, den schönsten Glanz — Das beste Galvano ist ein gutes Herz — Das schwindet nicht wie der Schnee im März — Wenn alles wirklich Gold vergangen — Will Gottes Aug noch mit Freude hangen — An diesem geistigen Opferkleinod — Ueberlebts doch das Leben und selbst den Tod.

Kloster Marienberg.

Ungenannt von Neukirchen 12.50 Mark in Silber. — Ungenannt von Dormagen zwei Ringe, zwei Paar Ohrringe und eine Kleinigkeit. — Ungenannt von Lüttenglehn ein Goldstückchen, 3 Dreimarkstücke und zwei Ringe. — Ungenannt aus Bons ein goldenes Kreuzchen, eine Brosche, ein Paar Ohrringe, ein Ring und eine Mark in Silber. — Ungenannt aus der Umgegend von Neuß eine goldene Brosche.

Ungenannt aus Neuß 5 Mark.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei, Neuß.

(Autorisé par la censure de la 4te zône.)

Nr. 30. Sonntag, 27. Juli. 1919

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 27. Juli: Pantaleon.
Montag, 28. Juli: Viktor.
Dienstag, 29. Juli: Martha.
Mittwoch, 30. Juli: Flora.
Donnerstag, 31. Juli: Ignat. v. L.
Freitag, 1. August: Petri Kettenfeier.
Samstag, 2. August: Alfons v. L.

Sonntagslesung.

Gib acht auf dich.

Wir sind in unserem Innern oft recht blind, den kleinsten Splitter in des Nächsten Auge sehen wir, aber den großen Balken in unserem eigenen werden wir nicht gewahr. Was macht uns denn so blind? Die Leidenschaft.

Zunächst entschuldigt sie das Böse, was wir getan haben, und macht dadurch das Böse noch böser. Zweitens läßt uns die Leidenschaft manchmal das als frommen Eifer ansehen, was im Grunde genommen nur Ehrgeiz und Strebertum und Gefallsucht ist. Die Leidenschaft der Eigenliebe und des Neides bewegen uns, die Fehler anderer hart zu beurteilen und zu strafen, bei eigenen Fehlern aber sehen wir sie uns selbst durch die Finger und belügen unser eigenes Bewußtsein. Was wir von andern auszustehen haben, das empfinden wir tief und tun arg gekränkt, was wir aber andern auszustehen geben, davon meinen und sagen wir: „Das soll auch wohl etwas sein, man mache doch nicht gleich aus einer Mücke einen Elephanten."

Wenn du in dich selbst schaust und deine eigenen Fehler auf die Wage legst, da könnte dir doch die Lust vergehen, andere hart zu richten. Wer auf sich selbst ein wachsames Auge hält, dem wird es nicht schwer, über anderer Fehler zu schweigen.

Was hättest du, wenn du überall zu Hause, aber bei dir selbst nicht daheim wärest, wenn du alles wüßtest, aber dich selbst nicht känntest. Darum: „Attende tibi, gib acht auf dich" schreibt der hl. Apostel Paulus an seine lieben Jünger Timotheus. Das tue auch du und du wirst große Fortschritte in der Tugend machen.

Thomas von Kempen II. 5.

Gutes Zeugnis des Gewissens
Ist der Ruhm des Tugendreichen:
Wer es wahrt, dem kann die Freude
Sonst so flüchtig, nie entweichen.

Maria — Marienkinder.

Ansprache beim 50jährigen Jubelfeste eines Marienvereins.*)

I.

Hochwürdigster Herr, verehrte Gäste, ehrwürdige Schwestern, liebe Marienkinder. Der hochwürdigste Herr Weihbischof hat mir den Auftrag gegeben, bei der heutigen schönen Feier eine kleine Ansprache an Euch, liebe Marienkinder, zu richten. Laßt mich denn dafür die Gedanken den beiden Teilen entnehmen, aus denen sich das Wort Marienkinder zusammensetzt: Marien und Kinder, und demgemäß reden von der hohen Verehrung, die Maria, die Gottesmutter, in der katholischen Kirche genießt, und von dem schönen innigen Verhältnisse, in dem Euer Leben als Marienkinder zur Mutter Gottes steht.

Die ganze katholische Welt liebt Maria. Ob man in seinen Nöten zu ihr als Mutter von der immerwährenden Hülfe oder als der schmerzhaften Mutter seine Zuflucht nimmt, ob man zu tausenden an vielbesuchten Wallfahrtsorten vor ihrem Gnadenbilde, oder allein als arme, verlassene Waise an einem kleinen Bildstöckchen am Rande des Waldes oder an einem Wegekreuz kniet, ob man da draußen durch die Felder in Prozessionen gemeinsam den Rosenkranz betet, oder in den Kirchen in heller Begeisterung Maria zu lieben singt, alles das ist der Ausdruck der Liebe zur Gottesmutter. Von ihr kann man ähnlich sagen, was man vom Schöpfer sagt: „Himmel und Erde sind voll deines Ruhmes, o Maria". Und selbst die Andersgläubigen, die oft uns Katholiken unsere Muttergottesverehrung aus Mißverständnis oder Unkenntnis verübeln, können sich von diesem Zuge nicht ganz frei machen, haben ja viele von ihnen doch an den Wänden ihrer Zimmer, wenn auch nur als Kunstgegenstand, ein Gemälde der Madonna. — Es ist etwas ganz Wundervolles, Einzigartiges um diese Verehrung und Liebe zu Maria, der allerfeligsten Jungfrau.

Es sind jetzt 1900 Jahre her, da trafen zwei arme Frauen des jüdischen Volkes in einem unbekannten Orte des hl. Landes zusammen, die eine war eine zarte Jungfrau, die andere eine von der Last der Jahre gebeugte, schon betagte Matrone. Da ruft auf einmal die Jüngere in hl. Begeisterung: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter".

Ehe dieses Wort gesprochen wurde, hatte es in der Welt große berühmte Männer gegeben, kluge Feldherren, einen Alexander, einen Caesar, die sich ganz Asien und bald Europa unterwarfen, mächtige Kaiser, wie Augustus, den glücklichen Beherrscher des Römerreiches, große Weisheitslehrer, wie Plato und Aristoteles, große Dichter, wie Homer und Virgil. Aber wie viele in der großen Welt wissen etwas von ihnen, haben an diesen Namen ein Interesse. Meist nur noch die Studenten, die höhere Schulen besuchen, um dort sich abzuquälen mit dem Uebersetzen ihrer Schriften, ihrem Gedächtnis die Daten ihres Lebens und die Orte ihrer Schlachten einzuhämmern und sich den Kopf zu zerbrechen über den Sinn ihrer Weisheitslehren, über den bis heute die Gelehrten sich streiten. Man hat diesen Männern zwar, um ihr Andenken zu bewahren, an den Orten, wo sie geboren, in den Städten, wo sie gelebt, Reiterstandbilder, Denkmäler und Triumphbogen errichtet. Sie bestehen zum Teil heute noch, aber die Welt geht stumm, ohne Empfindung an ihnen vorüber und bewundert nur den mächtigen Bau.

Und da ruft eine arme ungekannte Jungfrau, daß alle Geschlechter sie selig preisen würden. Alle Geschlechter, d. h. so lange es Menschen gibt auf dieser Welt, und unter diesen Menschen nicht etwa wenige, sondern viele, weil alle diese Geschlechter sich aus vielen Tausenden und Millionen zusammensetzen. Sie sagt es in dem stillen Hause der Elisabeth, in einem verlorenen Gebirgsdorfe und tritt dann wieder in die Dunkelheit ihres Heimatsortes Nazareth zurück, bis sie zuletzt wieder als Schmerzensmutter auf der Höhe des Kalvarienberges erscheint. Und nun, wird diese kühne Weissagung in Erfüllung gehen? Werden die kommenden Ereignisse und die vorübergehenden Jahrhunderte das Wort dieser unbekannten Jungfrau nicht Lügen strafen und es als eine große Anmaßung erscheinen lassen? Wie, die Menschen, die so leicht vergessen, was erst gestern als große Weltneuigkeit in der Zeitung gestanden, die sollten immerdar sich einer Jungfrau erinnern, die sie gar nicht gekannt haben? Sie sollten nie aufhören, einer Mutter zu gedenken, die ihr Kind in einem Stalle geboren, und das noch nach Jahrhunderten und Jahrtausenden? Und doch, das Wort: „Mich werden selig preisen alle Geschlechter", ist in der nie geahntesten Weise in Erfüllung gegangen.

Neunzehn Jahrhunderte haben Maria die schönsten Kränze der Ehre und der Liebe geflochten. Es gibt kein Volk, das nicht Maria ehrt, das nicht zu den Füßen Marias hätte seine Freuden und Leiden getragen. Wie viele Städte und Dörfer tragen ihren Namen: Maria Zell, Mariawald, Maria Stern, Mariabrunn, Mariaweiler, Mariaiinden, Marienthal und hundert andere Namen. Das große, einst so bedeutende Polenvolk ruft sie als seine Königin an, die Bayern schmücken ihren Silbertaler mit dem Muttergottesbilde, die tapferen Dogen tragen es auf ihrem Schild und die das Meer beherrschenden Dogen von Venedig lassen sich abmalen, knieend zu den Füßen Marias.

Und haben sich nicht alle Künste in ihren Dienst gestellt? Wie viele herrliche Tempel sind Maria geweiht, von der berühmten Basilika Maria Maggiore in Rom, die man zum Andenken an das

*) Am 12. Juli feierte in einer Festversammlung, die der Herr Weihbischof Dr. J. Müller, Professoren aus dem Priesterseminar, Herren und Damen aus den gleichnamigen Vereinen in Bonn und Aachen durch ihre Gegenwart erfreuten, der in Köln bestehende Marienverein katholischer Dienstmädchen den fünfzigsten Jahrestag seines Bestehens. Bei der Gelegenheit wurde eine Ansprache gehalten, die wir hier zur Freude und Erbauung der vielen Kongreganistinnen und Marienkinder, die das Sonntagsblättchen lesen, mitteilen wollen.

Schneewunder vom 5. August unter Papst Liberius schon im 4. Jahrhundert erbaute, bis zu den kleinen Kapellen, die in Kevelaer, in Köln in der Kupfergasse und an anderen Orten ihre Gnadenbild umschließen? Und die Malerei! Welch herrliche Madonnenbilder hat der berühmte Raffael und der nicht weniger berühmte Murillo geschaffen. Welch herrliche Pieta haben Michelangelo für den Petersdom in Rom, Achtermann für den Dom in Münster, Reiß für St. Gereon und Hoffmann für St. Mauritius dem Marmor entlockt. Kaum wird es eine Kunstwerkstätte geben, wo nicht Meister und Gesellen mit Meißel oder Pinsel wenigstens den Versuch gemacht hätten, eine Muttergottes zu schnitzen oder zu malen.

Und wie hat die Dichtkunst die hl. Jungfrau verherrlicht? Gehört denn nicht das Stabat mater zu den schönsten Blüten kirchlicher Poesie und klingen nicht die lieblichen Antiphonen: Alma redemtoris mater, Ave regina coelorum, Regina coeli, Salve Regina im priesterlichen Tagesgebet immer wieder wie Lerchenlieder am Morgen und am Abend durch das Kirchenjahr? Und wer von den großen Dichtern und kleinen Dichterlingen hat nicht in wundervoll verschlungenen oder kindlich einfachen Versen der Jungfrau Lob gesungen?

Und die Musik! Man muß Palästrinas, Anerios, Pergolesis oder Rossinis oder Witts Stabat mater gespielt oder gehört haben, um zu empfinden, zu welchen Tönen die Liebe zu Maria diese Musikmeister begeistert hat. Und wenn in den vergangenen Monaten ein von Othegraven, einem Kölner Künstler, komponiertes und zweimal im Gürzenich aufgeführtes Marienleben die Menschen zu dem großen Saale in solchen Massen eilen ließ, als fänden sie vor einer neuen Offenbarung, und bei jeder Pause ein in diesen Hallen nie in dem Maße erschallts Beifallklatschen durch den weiten Raum hallte, dann lag das im Grunde daran, weil der Komponist durch Verwerkung der Melodien alter bekannten Muttergottesliedern in den Herzen aller Zuhörer eine Saite berührte, die nun mitklang, und die Seele in den schönen Harmonien das Lob der Jungfrau vernahm, das zu singen sie selber sich gedrungen fühlte.

Vor ungefähr fünf Wochen sind es 50 Jahre geworden, daß der hl. Vater Pius IX. gestattete, das Bild der Muttergottes von der immerwährenden Hilfe öffentlich aufzustellen und zu verehren. Und jetzt hat jede Kirche und jede Kapelle dieses Bild. Und wie viele Tausende und Millionen sind in den 50 Jahren zu dem Bilde geeilt und knien noch täglich vor ihm, um der Mutter Gottes ihre Not zu klagen und sie um ihre Hilfe anzurufen.

Wie oft hat man in vergangenen Jahrzehnten in Schulen und bei öffentlichen Festlichkeiten Heil dir im Siegerkranz, Heil Kaiser Dir gesungen. Die Revolution hat mit einem Mal jenen Mund stumm gemacht. Das Lied ist verklungen und vielleicht für immer vergessen. Aber keine Revolution und keine Spartakiden und keine Bolschewisten werden es fertig bringen, daß das Lied „Du bist die Mutter mein" nicht mehr über unsere und vieler Marienkinder Lippen fließt. Nicht wahr, liebe Marienkinder: Maria Heimsuchung, wo sie das Wort gesprochen: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter", das ist ein Tag gewesen, von dem sich, wie von der Sonne im Weltenall die Strahlen des Lichtes, die Strahlen der Ehre und des Ruhmes der Gottesmutter durch die Jahrhunderte hindurch in die ganze Welt ergießen, um alle Herzen in Liebe zu ihr zu entflammen. Woher diese Ehre? Wir wissen es: Aus keinem anderen Grunde, als weil Maria die Mutter Jesu, unseres Heilandes, des eingeborenen Sohnes des ewigen Vaters ist.

Ein wunder Punkt.

Wer das christliche Leben, wie es sich gibt, betrachtet, der findet in ihm manche wunde Punkte. Bei dem einen beklagt man, daß er sich zu wenig am kirchlichen Leben, am Gottesdienste und Sakramentenempfang beteiligt, bei dem anderen, daß er sich irgend einer Leidenschaft, die mit dem christlichen Leben sich nicht verträgt, meinetwegen dem Trunke, der Unlauterkeit, dem Geize, der Habsucht, der Rachsucht, Feindseligkeit und Unversöhnlichkeit hingibt. Doch das sind wunde Punkte, die an einer einzelnen Person haften, einen Punkt aber gibt es, der für das christkatholische Leben auf ganze Generationen verhängnisvoll ist — das sind die sogenannten gemischten Ehen.

Wenn man allein die Zahl der Kinder aus gemischten Ehen, die durch dieselben der katholischen Kirche verloren gehen, überblickt, so erschrickt man. Im deutschen Reiche wurden unmittelbar vor dem Kriege jährlich über 100 000 Kinder aus gemischten Ehen geboren. Statistisch ist nachgewiesen, daß weit über die Hälfte dieser Kinder nicht katholisch getauft und erzogen werden. Nimmt man nun an, hochgerechnet, daß doch wenigstens 43 Proz. katholisch werden, so gäbe es doch noch immerhin einen jährlichen Verlust von 57000. In Wirklichkeit aber stellen sich die Verluste viel höher, so daß, wenn es in diesem Tempo weiter ginge, der Verlust der katholischen Kirche in Deutschland am Ende dieses Jahrhunderts über 2½ Millionen Seelen betragen würde.

Das sind für jeden überzeugungstreuen Katholiken betrübende Zustände und Ausblicke, die einen nicht anders, als mit der größten Besorgnis erfüllen können.

Es ist nun peinlich, in einem öffentlichen Blatte über diesen Punkt etwas zu schreiben. Denn viele seiner Leser und Leserinnen, die vielleicht das Blättchen sonst gerne lesen, leben eben in einer gemischten Ehe. Daß wir hier denen nicht nachträglich Vorwürfe machen wollen, versteht sich von selbst. Wir legen uns nicht das Recht bei, über solche bestehenden Verhältnisse ein Urteil abzugeben, den Stab zu brechen oder gar zu kränken, zu beleidigen und Zwietracht in sie hinein tragen zu wollen. Mangel an Liebe beklagen wir auf allen Gebieten, auch, wenn wir Katholiken sie Andersgläubigen gegenüber mangeln lassen. Wir betrachten einfach die gemischten Ehen vom christlich-, kirchlich-katholischen Standpunkt.

Zunächst drängt sich die Frage auf: „Woraus erklärt sich die ganz kolossale Zunahme der gemischten Ehen in Deutschland während der letzten Jahrzehnte". Darauf gibt es nur eine Antwort; und die lautet: Es fehlt bei vielen an tiefer christkatholischer Ueberzeugung, an der Wertschätzung der Religion fürs Leben überhaupt, an dem innerlichen Durchdrungensein von der Hoheit, Erhabenheit, Schönheit und Bedeutung des Glaubens für Zeit und Ewigkeit. Man hält treu die äußeren Uebungen in Kirchenbesuch und Sakramentenempfang, aber es ist vielfach nur äußere Gewohnheit, das christliche Leben ist bei vielen ein hohler Baum, der noch einige grüne Blätter treibt, aber der keinen stärkeren Windhauch, geschweige einen Sturm bestehen kann, dann fällt er zu Boden.

Wie viele in Stadt und Land haben z. B. während der Kriegsjahre ihrem katholischen Namen durch Mangel an Rechtssinn und Liebe, durch eine wucherische Gewinnsucht und schmutzige Betrügereien wenig Ehre gemacht. Wo das Geld anfängt, hört die Religion auf. So äußerlich war bei solchen das christliche Leben geworden, daß sie bei solchem unchristlichen Betragen noch meinten, sehr religiös zu sein, da sie möglicherweise alle Sonntage, ja sogar noch mehreremale in der Woche zur Kommunion gingen. Dieses ganz abscheuliche Benehmen im Handel und Wandel schien ihnen mit der Religion nichts zu tun zu haben.

Einen ähnlich verkehrten Begriff haben sich nun auch manche von der Ehe gemacht. Sie meinen wohl mit Luther, die Ehe sei ein weltlich Ding und habe mit Religion, wenigstens damit, ob man katholisch oder protestantisch sei, man sei ja Christ, nichts zu tun. Wie geht es denn gewöhnlich bei Verlobungen und Eheschließungen zu? Man lernt sich gegenseitig kennen, bei Gelegenheit einer Hochzeit, auf einem Balle, in einem Tanzkränzchen, auf einem Ausfluge, bei einem Gesellschaftsabend, tritt einander näher, verliebt sich in-, verlobt sich miteinander, ohne die Religion auch nur mit einem Worte berührt zu haben. Ja manchmal weiß man kaum, was der andere Teil für eine Religion hat, bis kurz vor der Hochzeit sich die Frage erhebt, wo man sich soll trauen lassen. Hat man aber davon gesprochen und erfahren, daß der andere Teil andersgläubig ist, so wird das in den meisten Fällen als ein Schönheitsfehler betrachtet, der sich mit leichter Mühe beseitigen läßt. Die katholische Kirche dispensiert ja.

Allerdings, aber sie tut das nur auf die wichtigsten Gründe hin und mit schwerstem Herzen. Es wäre aber ein großer Irrtum zu glauben, durch die kirchliche Dispens würde die Eingehung einer gemischten Ehe in allen Fällen, auch ohne weiteres erlaubt. Mit der Dispens wird das eigene Gewissen nicht entlastet. Das Verbot, eine gemischte Ehe einzugehen, ist in letzter Linie kein kirchliches, sondern ein göttliches Verbot, das in dem Wesen der ehelichen Verbindung begründet ist.

Es wird über diese Punkte so oft gepredigt, daß es an dieser Stelle nicht nötig ist, das weiter auszuführen. Nur auf folgendes, das zwar für jeden Nachdenkenden auf der Hand liegen müßte, sei aufmerksam gemacht.

Gott der Herr, der durch seinen Sohn Jesu Christi die Kirche als die Heilsanstalt, die die Menschen zur Seligkeit führen soll, gegründet hat, kann die gemischte Ehe grundsätzlich nicht billigen, denn:

1) sie zertrümmert die religiöse Weihe der Ehe und zerreist die Einheit der Ehegatten auf dem wichtigsten, dem religiösen Gebiete. Sie können nicht zusammen beten, nicht denselben Weg zur Kirche gehen, nicht zusammen die hl. Sakramente empfangen.

2) Die Eheleute haben, wenn jeder Teil treu zu seiner religiösen Ueberzeugung steht, verschiedene religiöse Interessen. Die Verschiedenheit der religiösen Ueberzeugung steht wie eine Mauer zwischen ihnen und verhindert jene innige Vereinigung, welche die ideelle Ehe verlangt. Es mag ja sein, daß die Liebe und eine vornehme, zarte Gesinnung es vermeidet, hier die Gegensätze zu betonen oder hervorzukehren, aber wie groß ist der Mangel, daß in diesem Zentralpunkte eine solche Zurückhaltung und rücksichtsvolle Schonung eines Empfindens nötig ist, das man vor allem als ein gemeinsames gepflegt und gefördert sehen möchte.

3) Die gemischte Ehe gibt, selbst für den Fall, daß die katholische Kindererziehung gesichert ist, im besten Falle Eltern, die verschiedenen Glaubens sind. Das muß sie verwirren und ihre Erziehung gefährden.

Es wäre zwar durchaus Unrecht, auf Andersgläubige einen Stein zu werfen und sie persönlich wegen ihrer anderen religiösen Ueberzeugung gering zu schätzen oder gar zu verachten. Es gibt unter ihnen manche edle Menschen, an denen, was sittliche Tugend anlangt, sich manche Katholiken ein Beispiel nehmen könnten. Aber das rechtfertigt nicht die oft gehörte Meinung: besser einen guten Protestanten als einen schlechten Katholiken heiraten. Denn wer sagt dir, Mädchen, denn, daß das letzte gut wäre und daß du einen schlechten Katholiken heiraten sollst. Der Ausspruch hätte doch nur Sinn, wenn dir überhaupt nur die Wahl blieb zwischen einem guten Protestanten und einem schlechten Katholiken oder wenn alle oder der eine Protestant nur gut, alle katholischen Männer aus deinem Bekanntenkreise aber schlecht wären.

Nun weiß man ja wohl, daß, wie überhaupt bei Ehen, auch bei gemischten, vielfach ganz andere Gründe, in sehr vielen Fällen recht materielle, nämlich das Geld ausschlaggebend sind, und nicht der vorgegebene sittliche Wert der Persönlichkeit.

Aber auch für den Fall, daß ein Andersgläubiger als Einzelpersönlichkeit hoch und edel dasteht, — das kann bei einer so innigen Verbindung und bei den großen Aufgaben, die die Ehe hat und um derentwillen sie vor allen eine Einheit in den religiösen Anschauungen fordert, nicht bestimmend sein. Wie viele chemische Stoffe sind an und für sich wertvoll und nützlich, und doch können sie mit gewissen anderen chemischen Stoffen, mit denen sie keine chemische Verwandtschaft haben, zu Giften werden.

Von welcher Seite man darum auch die gemischte Ehe betrachten mag, sie ist für unsere hl. Kirche ein Unglück und zwar eines der allerschwersten. Darum, katholisches Mädchen, gehe eine solche nicht ein, laß dich warnen beizeiten und belehren, ehe Liebe und Leidenschaft dein Herz ergriffen, denn darin hat leider der Dichter recht: „Vor der Liebe beugt sich auch die Religion". Und wenn die Flamme das ganze Menschenhaus ergriffen hat, kommt man mit dem Löschen zu spät.

Maria als Kind.

(Zum St. Annatag am 26. Juli.)

In dem Chor der Minoritenkirche zu Bonn steht auf einem Seitenaltar ein schönes Bild. Es ist von dem bekannten Düsseldorfer Maler Müller und stellt die Mutter Anna mit ihrer Tochter, der kleinen Maria, dar. Anna, eine hohe Gestalt mit ernsten, fast männlichen Gesichtszügen, das Haupt mit der langwallenden, unseren Großmüttern noch bekannten und auch von ihnen noch getragenen sogenannten Falge umrahmt, sitzt auf einem Sessel. Die linke Hand ruht auf einer Schriftrolle, auf der geschrieben steht: Ein Reis wird hervorsprossen aus der Wurzel Jesse; die rechte aber hat sie wie eine unterweisende Lehrerin hoch erhoben. Vor ihr kniet mit einem wunderlieblichen weichen Gesichtchen, das Haar mit einer Schleife umwunden, unter der die blonden Locken hervorbrechen und über den Rücken herabfallen, beide Hände, als wollten sie einen Schatz verwahren, auf die Brust gelegt, den Kopf gesenkt und andächtig hörend auf der Mutter Lehren und Unterweisungen Maria. Das Bild ist so schön, daß Photographen und Kunstanstalten es oft vervielfältigt haben und man es jetzt nicht selten als Hausschmuck in Zimmern oder als religiöses Andachtsbildchen bei Groß und Klein in Gebetbüchern findet. —

Maria und ihre Mutter, Maria als Kind an der Seite der hl. Anna, welch ein wunderbar liebliches und lehrreiches Bild! Wie viel weiß das Bild uns zu sagen von der Heiligkeit und Erhabenheit der Mutterwürde, die in unserer traurigen Zeit so vielfach entweiht wird und an der auch so viele katholische Frauen sich irre machen lassen. Wie schön, Anna da als Lehrerin des Gebetes und des Glaubens ihrem Kinde gegenüber zu sehen! Ein Gegenstück zu so vielen Müttern, die wohl ihre Kinder lehren, wie sie sich äußerlich putzen und schmücken können, wo sie noch kaum in die Schule gehen, aber dort sie auch erst ein ordentliches Vater unser und Gegrüßet seist du Maria beten und das Kreuzmachen lernen lassen. Wie groß und ehrenreich wäre unsere katholische Frauenwelt, wenn Geist, Herz und Sinn der hl. Mutter Anna, die früher so viel verehrt wurde, in ihr wieder lebendig würden.

Wie Anna die vollkommene Mutter, so war Maria das vollkommene Kind. Schauen wir einmal hinein in die Familien, sind die Kinder nicht bald gezählt, denen der Umgang mit Gott, wie bei Maria, zu den liebsten Beschäftigungen gehört, die die Predigt und den Kirchenbesuch dem Kino, dem Schaukelplatz, der Komödienbude, den Vergnügungslokalen, dem Mandolinenklub vorziehen? Ist es mit der Beobachtung des vierten Gebotes bei so vielen heranwachsenden Mädchen nicht wahrhaft traurig bestellt?! Machen sich nicht Unbotmäßigkeit, Eigenwille und kränkendes Benehmen gerade den Müttern gegenüber breit, wo doch Ehrfurcht und Gehorsam die erste Pflicht der heranwachsenden Tochter sein müßte! Und wo ist das züchtige Wesen geblieben, das doch als schönster Schmuck jedes junge Mädchen zieren sollte? Man braucht nur in die Elektrische zu steigen zu bestimmten Stunden des Tages und das freche Gerede zu hören und die herausfordernde Kleidung zu sehen, die sie tragen, und einen Blick auf die Titel der Romane zu werfen, die sie lesen, und man weiß, woher die Gemeinheit und Frivolität auch der Frauenwelt kommt, die wir heute beklagen.

Ihr Leserinnen, vor allem die, die den Jungfrauenkongregationen angehören, schaut auf Maria und Anna und dann in euer eigenes Herz hinein und fasset den festen Vorsatz, auch als brave Kinder eurer Eltern auf dem Wege Marias zu wandeln und nach ihrem Vorbilde vollkommene christliche Töchter zu sein.

Ein tapferer Bauer.

Der bekannte Volksschriftsteller, der die Bauern seiner Heimat im Kinzigtal so trefflich zu zeichnen wußte, hat in seinem „Hermesbur" einen köstlichen Charakterkopf geschildert.

Auf einer kleinen Anhöhe liegt der Hermeshof und schaut ins stille Tal hinab bis gen Zell zur Wallfahrtskirche. In diese war manchen Sonntag in gesunden Tagen der alte Bur gewandelt der „Mutter Gottes zuliеb", und als er krank und kränker ward, hatte er seine Kinder hinabgesandt in die Kapelle, damit sie beteten um eine glückliche Sterbestunde. Der Kaplan von Zell aber brachte ihm öfters die heilige Wegzehrung. Drum fürchtete der Hermesbur das Sterben nicht.

Es war ein heißer Sommertag, als der Sensemann auf dem Hermeshof anklopfte, um den Bur zu seinem Weib, das schon seit Jahren auf dem Kirchhofe von Zell ruhte, abzuholen. Die Kinder, alle erwachsen, umstanden das Sterbelager des Vaters. Drunten im Tal arbeiteten Knechte und Mägde, um die Weizenernte einzubringen. Drüben von der Kinzig her zog ein Gewitter dem Tale zu. Schon rollte der Donner in der Ferne.

„Der Himmel selbst flammt auf, wenn Fürsten sterben", sagt Shakespeare, und ein deutscher Hofbauer ist auch ein Fürst.

Er war es wenigstens noch zu Zeiten des alten Hermesburs. Der hörte im Sterben die Stimme des kommenden Wetters und wußte, daß die Ernte drunten lag am Fuße des Hügels. „I kann allei sterbe," hub der Alte zu seinen Kindern zu reden an, „helft ihr drunte dene Völker Garbe binde un sorgt für euer Brot zur Winterszeit. I brauch keins meh, i wart uf de Winter drunte im Gottesacker."

Hinter dem uralten Kasten in der Sterbekammer stand eine alte lange Flinte, im Hause von jeher nur „der Brummler" genannt. Schon der Urahn des Sterbenden hatte mit dem Brummler das Neujahr und die Kirchweih ins Tal hinuntergeschossen. Mit ihm wollte auch der Hermesbur seinen Tod ansagen. „Legt mir den Brummler", so sprach er weiter, „geladen unters Kammerfensterle und bindet ans Schloß eine Schnur. Die gebt ihr mir in die Hand." So geschah es, und alsdann redete der Alte weiter: „So, jetzt geht ihr hinab und helft Garben binden, und der Vater wartet auf den Tod. Wenn der kommt, zieh i die Schnur am Brummler. Wenn ihr den im Tal drunten hört, dann kniet nieder und betet ein Vaterunser und „Herr, gib ihm die ewige Ruh", denn euer Vater ist tot. Und jetzt behüt euch Gott! Bleibt brav, wie euer Vater und Mutter es gewesen sind."

Nun gab er jedem seiner Kinder die Hand zum Abschied und mahnte sie zur Eile mit den Worten: „Aber jetzt geht schnell, 's donnert schon wieder."

Der Alte hatte allzeit seinen Willen, fest wie Eisen. Sein letzter Wille aber war heut wie Diamant. Die Kinder, immer gewohnt, ihm zu folgen, gehorchten auch hier. Weinend gingen sie den Hügel hinab, und unter Tränen banden sie ihre Garben. Tränenden Auges schauten sie von Zeit zu Zeit von der Arbeit hinauf zum Hermeshof, ob sie nicht vor dem Donnern des Himmels den Brummler überhört hätten.

Eben war die letzte Garbe gebunden und geladen, da fuhren Blitz und Schlag übers Tal hin. Eine plötzliche Stille folgte dem Zucken und Rollen vom Himmel her — da fällt ein Schuß vom Hof herab, der Brummler gibt das Todessignal des Vaters. Neben den Erntewagen knien die Kinder und beten ein Vaterunser und „Herr, gib ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm". Dann führen sie ihre Garben den Berg hinauf ins Vaterhaus. Der Vater ist tot, da sie seine Stube betreten. Die Ernte ist daheim, und der Vater auch. —

So sterben große Menschen, und große Menschen finden sich nicht bloß auf Fürstenthronen, auf Schlachtfeldern, auf Kathedern, sie finden sich, oft weit größer, auch in stillen Tälern, auf einsamen Gehöften. Im Volke, diesem Meere der Menschheit, da leben Adamskinder von jeder Sorte. —

Redaktionsschmerzen.

Wer bauen will an Gassen und Straßen — Der muß die Leute reden lassen — Wer will die Eisenbahn führen durchs Feld — Muß reden lassen die ganze Welt.

Diesen Spruch, der im Wartesaal des Neußer Bahnhofes steht, wird jeder Redakteur einer Zeitung bewahrheitet finden. Der Dichter des Spruches versteht aber nun unter dem die „Leute" und die „Welt" reden lassen die unverdiente, unvernünftige Kritik, und daraus solle sich der Baumeister und Ingenieur nichts machen. Das trifft auch bei der Herausgabe einer Zeitung zu.

Merkwürdig ist ja doch auch hier, daß, wenn ein Redakteur sich noch so viele Mühe gibt, seine Zeitung oder sein Blatt gut zu redigieren, er selten einmal eine Zuschrift bekommt, die ihm mitteilt, man habe an diesem und jenem Artikel Freude und Gefallen gefunden. Aber wenn jemand sich auf den Fuß getreten fühlt, ein humorvoller Artikel- oder ein Scherzgedicht eine wunde Stelle des Lebens berührt, oder bei einem zarten Schuß an ein Hühneraug stößt, dann wird gleich sich hingesetzt und dem Redakteur der Kopf gewaschen, ihm gedroht, man bestelle das Blatt ab etc.

Wenn jemand nun lange Jahre geschriftstellert und jeden Tag oder jede